

## **Zweifache Flucht: 1945 aus Oberschlesien nach Thüringen und von Thüringen (DDR) in den Westen.**

### **Teil 2**

#### **(Flucht 1952 von Hildburghausen nach Westberlin)**

*Die Zeitzeugin Edith T. berichtete in ihrem vorigen Bericht, wie sie mit ihren Kindern aus Schlesien floh und nun in Haina-Römhild in Thüringen landete. Dort erlebt sie – hochschwanger – das Kriegsende. Schließlich kommen ihre Eltern aus Schlesien hinzu, sowie ihr Mann. Der Bericht handelt vom Aufbau der sozialistischen Diktatur in der SBZ und einer persönlich erlebten Willkürmaßnahme durch die Kommunisten.*

Wann die Amerikaner nach Haina kamen, kann ich nicht mehr genau sagen. Eines Tages, jedenfalls vor dem 8. Mai, waren sie da. Sie patrouillierten zu zweit durch den Ort. Wenn wir ihnen begegneten, ging ich auf die andere Seite. In Haina brauchten wir jetzt keine Angst mehr vor Tieffliegerangriffen zu haben. Die Amis, wie die Amerikaner gleich von Anfang an genannt wurden, waren zu den Kindern oft freundlich und verteilten Süßigkeiten. Ich hatte noch so einen Zorn auf sie, dass ich meiner Helga zunächst die Annahme solcher Gaben verbot.

Meine größte Sorge im Frieden war zunächst meine dritte Niederkunft. Die musste ich jetzt planen. Ich beschloss schließlich, zu Hause zu gebären. Wie hätte ich ein Krankenhaus rechtzeitig erreichen sollen. Aber ich musste in diesem Rahmen für Eventualitäten vorsorgen und mit einer Hebamme Absprachen treffen. So konnte ich wenigstens einfachen Komplikationen vorbeugen. Die Hebamme wohnte nur einige Häuser weiter und sie war natürlich bereit mir zu helfen. Aber auch da gab es Schwierigkeiten. Der „Frieden“ des 8. Mai war auch in Römhild „ausgebrochen“ und schlug sich dort in einer Ausgangssperre ab 18 Uhr nieder. Was würde geschehen, wenn die Geburt abends oder nachts einsetzen würde? Wie sollte die Hebamme dann während der Ausgangssperre zu mir gelangen? Der kleine Rainer hielt sich dann tatsächlich nicht an die Ausgangssperre. Er kam nachts. Oma W. holte die Hebamme mit einer weißen Binde am Arm. Dafür gab es wohl von amerikanischer Seite für die Hebamme eine Ausnahmegenehmigung. Ich brachte Rainer in der Enge unserer Einzimmerwohnung zur Welt. Um mich waren nächtigend meine Mitbewohner versammelt. Natürlich meine liebe Helga und Klaus-Dieter, aber auch Oma W. und Schwägerin Irm. Mit dem Neuankömmling Rainer waren wir nun zu sechst in unserer kargen Räumlichkeit. Das war dennoch Flüchtlingsglück im Mai 1945. Denn Rainer war ein gesundes Baby und stieß nicht nur den entsprechenden Schrei aus, wenn die Hebamme ihn auf den Po klatschte, sondern er schrie auch von alleine.

Sobald ich wieder denken konnte, machte ich mir Sorgen um Fridolin und auch um meine Eltern, von denen ich keine Nachricht hatte, seitdem wir Schlesien im Januar verlassen hatten. Ich konnte mich natürlich mit den drei Kindern nicht auf den Weg machen, um mir Gewissheit zu verschaffen. Meine Schwägerin Gretel T., die Schwester meines Mannes, die auch drüben bei Oberförster Gu. wohnte, fasste sich schließlich ein Herz und machte sich auf den Weg nach Breslau, um zu sehen was los

war.

Ihre Abreise muss in der letzten Maiwoche gewesen sein. Das genaue Datum weiß ich heute nicht mehr. Auch an den Reiseweg, den sie genommen und den sie mir nach der Rückkehr geschildert hat, erinnere ich mich heute nicht mehr. Es war jedenfalls eine Hindernisfahrt durch eine Welt, in der kaum noch etwas funktionierte und die Städte zerstört waren, besonders auch Breslau. Die Stadt, die sie einmal Breslau genannt hatten, gab es nicht mehr. Meine Eltern fand sie auch nicht in der Charlottenstraße. Dort gab es nur Ruinen und Häuserreste. An unserer Hausnummer 13 fand sie einen Zettel angeheftet: „Hier wohnte Hermann W., Bücherrevisor, jetzt Adolfstr. 15.“ Auch dort war vieles weggebombt. Die Nummer 15 hatte zum Beispiel einen Treffer gekriegt, der das Treppenhaus komplett weggerissen hatte. Dort wohnten aber dennoch meine Eltern im dritten Stock in der Wohnung der Schwester meines Onkels Marie K. (Tante Mike). Sie erreichten die Wohnung über Leitern durchs Fenster. Gretl teilte ihnen mit, dass wir in Haina seien und sie seit dem 21. Mai ein drittes Enkelchen hatten. Sie sollten nach Haina kommen.

In der Nähe von Breslau hatte ein Onkel von Friedl einen bäuerlichen Betrieb, wo Gretl meinen Mann vermutete. Dorthin fuhr sie von Breslau. Auf einem der Felder sah sie von Ferne einen Mann, der sich zu schaffen machte. Als sie näher kam, erkannte sie Friedl. Auch er war unverletzt und seine Freude war riesig, als er hörte, dass wir in Haina einigermaßen sicher waren und unser Baby heil angekommen war. Gretl brachte meinen Mann zu uns. Seine Ankunft in Haina wird mir unvergesslich bleiben. Natürlich war uns Gretls Reise eine ins Ungewisse gewesen. Es gab weder Post- noch irgendwelche

Telefonverbindung, d.h. wir wussten gar nichts von ihrer Rückkehr. Ich war gerade auf dem Weg zum Kindergarten. Dorthin wollte ich Helga bringen. Wir waren noch nicht weit weg vom Haus, da rief mich ganz unerwartet Gretl an. „Bleib stehen!“ rief sie. „Bist du zurück?“, fragte ich überrascht. „Was kannst du berichten?“ „Komm mit“, antwortete sie kurz und führte mich um die Ecke unseres Hauses. Und dort stand der Friedl. Es war wie ein Schock, allerdings ein Schock des Glücks. Natürlich lagen wir uns in den Armen. Ich führte ihn dann zu Rainers Bettchen. „Das ist dein Sohn, Friedl“, sagte ich.

Neben dem Vielen, was es zu bereden galt, erzählte mir Friedl auch sein Schicksal. Den Treck von Jarischau hatte er damals im Januar in diesen kältesten Wintertagen auch in Richtung Altvater<sup>1</sup> geführt. Dann waren die Leute zu dem Ergebnis gekommen, jeder der Wägen des Trecks sollte für sich weiterziehen. So sei z.B. auch die Suche nach Unterkünften und Versorgung leichter. Er sei dann zurück auf den Olgahof, wo die Bauern über seine Rückkehr sehr erleichtert waren.

Die Erleichterung war aber nur von kürzester Dauer. Die Front war so schnell näher gekommen, dass er nur wenige Tage später auch vom Olgahof flüchten müssen. Er ging zu seinem Onkel Franz auf dessen landwirtschaftliches Anwesen in Kanth.<sup>2</sup> Das liegt südwestlich vor Breslau bevor man die Stadt auf der Autobahn erreicht. Dort hatte Gretl ihn gefunden, als sie Anfang Juni 1945 in Schlesien nach ihm suchte und

---

<sup>1</sup> Vmtl. Praděd, höchster Berg des Altvatergebirges.

<sup>2</sup> Heute polnisch: Kąty Wrocławskie.

ihn mir nach Haina in Thüringen mitbrachte. Natürlich hatte er auch Furchtbares erlebt, aber mit seinem Onkel auch überlebt.

Die russische Front war in der ersten Februarhälfte über Kanth hinweggegangen. Der Kampf um Breslau hatte wochenlang gedauert. Trotzdem hatte Gretl beide noch lebend angetroffen. Der Onkel war damals auf dem Hof zurückgeblieben, natürlich um auf uns zu warten, bis wir zurückkämen. Dass wir alle aus Schlesien vertrieben würden, konnte sich damals kein Schlesier vorstellen. Die Eroberung durch die Russen hat der Onkel zwar überlebt, nicht aber das Warten auf uns unter den Polen. Nach Friedls Weggang von seinem Hof in Kanth haben wir nie mehr etwas von Onkel Franz gehört. Er hat sich nicht vertreiben lassen und ist dafür wahrscheinlich gestorben.

Das „Reisen“ aus Schlesien nach Haina war übrigens nicht so leicht, wie sich das vielleicht in einem Satz anhört. Züge fuhren selten oder gar nicht, in einigen Gegenden überhaupt nicht. Oft war es vorteilhafter zu laufen; besonders dann, wenn Russen wieder einmal nach Zwangsarbeitern suchten, die sie in Züge in die Sowjetunion verladen konnten. Aus Friedls Bericht erinnere ich nur ein Detail. Beide, Gretl und Friedl erzählten übereinstimmend, dass sie durch die Neisse schwimmen mussten – und sie wurden von Russen verfolgt. Die bewachten also schon Mitte Juni die Oder-Neisse-Linie und bestimmten das Hinein und Hinaus. Als die beiden in Haina vor mir standen, hatten wir also wirklich Grund uns zu freuen.

Wir waren jetzt eine fünfköpfige Familie und besaßen nichts. Mutter und Vater aus der Adolfstraße in Breslau hatten mir zwar etwas Geld mitgegeben, ließen Grüße bestellen und versicherten, dass sie dort im dritten Stock jenseits der Leitern auf uns warteten. Dieses Geld war natürlich eine willkommene Zugabe, aber wir brauchten eine Wohnung und Friedl Arbeit.

Im Sommer erhielten wir eine Unterkunft beim Bauer H. Der hatte ein ungenutztes Ausgedinge. Dort konnten wir einziehen und überlebten darin auch den ersten Winter 1945-46. Das war gar nicht so einfach. Denn der Winter in Haina war furchtbar kalt und die Heizungsmöglichkeiten im Ausgedinge nur begrenzt. Friedl hatte Arbeit in einem Steinbruch bei Hildburghausen gefunden. So kam wenigstens etwas Geld ins Haus. Es reichte zum Überleben.

So einfach war die wirtschaftliche Situation unserer Familie, als uns aus Breslau ein Brief meiner Eltern erreichte: „Wir müssen hier raus. Dürfen wir zu euch kommen?“ Diesen Wunsch wollten wir auf alle Fälle erfüllen, der Bürgermeister jedoch lieber nicht. Dafür hatte er Gründe. Er ließ sich die Genehmigung des Zuzugs abringen unter der Bedingung, dass sie keinen zusätzlichen Wohnraum beanspruchten. Das ging nur, wenn sie zu uns ins Ausgedinge zogen. Da war in zwei Räumen schon für uns zu wenig Platz, wenn es aber um die Eltern ging, mussten wir eben noch weiter zusammenrücken. So standen sie eines Tages im Sommer 1946 vor mir. Und ich bekam einen nicht geringen Schock.

Natürlich verändert sich ein Mensch, wenn man ihn eineinhalb Jahre nicht sieht. Meine Eltern hätte ich fast nicht wiedererkannt. Sie waren beide immer etwas korpulent. Jetzt waren beide nur noch ein Schatten ihrer selbst. Vater hatte eine ziemlich große Nase

gehabt. Nach dem Hungerjahr in Breslau sah er nun aus, wie sich mancher Deutsche einen polnischen Juden vorstellte.<sup>3</sup>

Natürlich gab es nach diesen anderthalb Jahren viel zu erzählen. Sie gehörten sicher zu den ereignisreichsten unserer aller Leben. Als sie das Wichtigste berichtet hatten, war mir ihr erbärmliches Aussehen schon klar. Zusammengefasst berichteten sie folgendes: Noch bevor die russische Front Kattowitz<sup>4</sup> erreichte, hatte Vater mit der Bahn meine Schwester Käthe S. mit ihren beiden Kindern Ingrid und Norbert nach Hausdorf<sup>5</sup> gebracht. Dort hatten Käthes Schwiegereltern ein Häuschen, in dem sie meinten, beim Herannahen der Front sicherer zu sein. Ihr Mann war als Bahnbediensteter bei der Reichsbahn jetzt unabhkömmlich. Genauso unabhkömmlich war meine Mutter bis in diese Tage in Breslau gewesen. Dort war sie dienstverpflichtet. Ich glaube, sie arbeitete bis zuletzt in einer Munitionsfabrik. Als sich die russische Front Breslau näherte, hieß es plötzlich Anfang Februar: „Alle Frauen raus, Breslau wird Festung!“ Für Mutter wurde die Sache dramatisch. Sie hatte keine Nachricht von Vater, der aus Hausdorf nicht zurückkonnte, weil die Stadt geschlossene Festung war. So begab sich Mutter mit Vaters Schwester Marie K. (Tante Mike) auf die Flucht. Sie kamen noch auf einen Zug, der sie über die Neiße bis vor Dresden brachte. Glücklicherweise kamen sie nicht mehr hinein. Die Stadt war überfüllt. Das rettete ihnen das Leben. Am 14. und 15. Februar<sup>6</sup> waren die angloamerikanischen Angriffe auf Dresden. Sie hörten und sahen es aus der Ferne.

Meine Mutter Elisabeth und Tante Mike brachen danach ihre Flucht ab. Der Tante muss es so schlecht gegangen sein, dass sie nicht mehr weiterkonnte. Dabei hatte sie keine Verletzung durch Kriegseinwirkungen. Es war wohl die Belastung durch die Fluchtumstände, die ihren totalen Zusammenbruch verursachten. Sie starb. Deshalb musste Mutter sich nun allein nach Hausdorf zu Vater aufmachen, den sie immer noch dort wusste. Sie traf ihn auch tatsächlich an. Kurze Zeit später kam die Parole auf, dass, wer etwas von seinem Hab und Gut behalten wolle, der müsse in Haus und Wohnung nach Schlesien und eben auch nach Breslau zurück. Die Flüchtlinge strömten zurück nach Schlesien, meine Eltern gingen nach Breslau in die Charlottenstraße. Sie fanden ihre Wohnung zerstört. Deshalb sahen sie sich in der Adolfstraße um, in der Tante Mike ihre Wohnung gehabt hatte. Zu der führte zwar kein Treppenhaus mehr, aber sie konnten sie über eine Leiter erreichen und kamen so wenigstens unter.

Ein Gutes hatte die Rückkehr der Eltern nach Breslau auf alle Fälle. Dort traf sie Gretl, als sie auf ihrer Erkundungstour Anfang Juni durch Schlesien nach Breslau gekommen war. Nach dieser Zeit war es in der Stadt nur schlechter geworden. Polen waren in die

---

<sup>3</sup> Der allgemeine rassistische Tops von „dem Juden“ war folgender: Lange Hackennase, Pejes (Schläfenlocken) Kaftan und Plattfüße.

<sup>4</sup> Heute polnisch: Katowice.

<sup>5</sup> Da es mehrere Hausdorfs gibt, kann nur vermutet werden, dass sich dieses Hausdorf in der Nähe von Kattowitz in Schlesien befand.

<sup>6</sup> Tatsächlich irrt die Zeugin hier; der erste Bombenangriff auf Dresden war bereits am 13. Februar. An diesem Beispiel sieht man, dass Zeitzeugenberichte nicht falsch, aber ungenau sein können. Darum wird in der Forschung auch nicht ein Bericht zu einem Thema als Grundlage weitergehender Forschungen genommen, sondern es werden eine relevante Anzahl Berichte nebeneinandergelegt und bei mehrfacher Überschneidung von Aussagen angenommen, dass hier der historisch richtige Kern des Erlebnisses liegt.

Stadt gekommen, später täglich mehr. Überall seien sie hineingekrochen. Selbst zu ihnen über die Leitern seien Polinnen gekommen und hatten sich bei ihnen einquartiert. Mit denen hätten sie sich allerdings einigermaßen vertragen.<sup>7</sup> 1946 seien die Deutschen dann Stadtteil für Stadtteil ausgewiesen worden. Die, welche die Ausweisung beaufsichtigten, seien sehr unfreundlich gewesen und hätten sie daran hindern wollen, verschiedene Gegenstände in ihr Gepäck zu packen. Da hätten sich die Polinnen in ihrer Wohnung für sie eingesetzt. Das war aber auch das einzig Positive, was die Eltern zu berichten hatten. Und natürlich waren wir froh, uns wieder zu haben.<sup>8</sup>

Aber jenseits dessen waren sie tief deprimiert. Fast alles hatten sie zurücklassen müssen, in Ungewissheit waren sie aus Breslau vertrieben in ein zerstörtes Deutschland, in dem wir jedenfalls in Enge zusammengepfercht hausten.

Die Arbeit im Steinbruch war sehr schwer, dazu von der Jahreszeit abhängig und der Lohn war kärglich. Er freute sich deshalb, als er eine Stelle im Landratsamt bekam. Er wurde nach einiger Zeit sogar Leiter des Landwirtschaftsamtes in Hildburghausen. Während dieser Zeit war er in die SPD eingetreten. Wenn man etwas werden wollte, musste man einer Partei angehören meinte er. Diese Grundüberlegung war auch Hauptbeweggrund für ihn gewesen, dass er in der Partei blieb als 1948 die SPD mit der KPD zur SED zwangsvereinigt wurde. Damals sagte ich zu Friedl: „Das sind nicht unsere Leute. Solltest du nicht austreten?“ Dies hätte nicht nur Mut, sondern dazu noch Verzicht bedeutet – Verzicht auch sicher für die Familie. Die Arbeitsstelle hätte auf dem Spiel gestanden. So wurde und blieb er SED-Mitglied.

Bis 1948 wohnten wir in den beengten Verhältnissen bei Bauer Hu. in Haina. Dann bekamen wir eine Dreizimmerwohnung in Hildburghausen. Vor allem wegen des Arbeitsplatzes für Friedl war das eine Verbesserung. Er konnte nun am Wohnort arbeiten.

Als Leiter des Landwirtschaftsamtes hatte er anfangs viel mit Russen zu tun. Aus seiner Inspektorenzeit in Oberschlesien am Olgahof konnte er etwas Wasserpolnisch. Es enthielt jedenfalls viele Ausdrücke, die es ihm erleichterten, die Russen zu verstehen, die in der Regel kaum Deutsch konnten. Einer sagte ihm einmal, er sei so ehrlich dass es gefährlich sei. Wenn erst einmal die Deutschen in die politische Verwaltung kämen, könne er Schwierigkeiten bekommen. Diese Gedanken waren prophetisch. Als er 1948 in einem Schauprozess in Hildburghausen zu vier Jahren Zuchthaus mit anschließendem Berufsverbot und zusätzlichem Vermögenseinzug verurteilt wurde, hatte er bis 1952 Zeit im Gefängnis darüber nachzudenken, wie weise

---

<sup>7</sup> Die ankommenden Polen waren selber Vertriebene aus ihren eigenen Ostgebieten, die heute zu Belarus und der Ukraine gehören. Aber weder Belarusen, noch Ukrainer haben diese Menschen von sich aus vertrieben, sondern es war auf Stalins Befehl hin, der diese östlichen Gebiete Polens für seine Sowjetunion beanspruchte.

<sup>8</sup> Man muß allerdings auch verstehen, dass die vertriebenen Deutschen natürlich keine Sympathie für die ankommenden Polen hegten, denn in den Augen der Deutschen vertrieben die Polen sie aus ihren Städten und Siedlungen, der Umstand, dass dies auf Stalin und die Sowjetunion zurückzuführen ist, wird in solchen Berichten wenig bis gar nicht beachtet.

die Worte des Russen gewesen waren. So groß hätte er sich die Schwierigkeiten nicht gleich vorgestellt.

Nach dem Mai 1945 hatte es erst einmal gegolten, die Familie zu sichern; denn das war uns geblieben und das wollten wir uns erhalten. Wir waren arm, aber auch unschuldig und frei in dem Rahmen den Armut und eingeschränkte Lebensumstände vorgaben. In unserer naiven Vorstellung von Freiheit ahnten wir gar nicht, dass schon die Hinnahme von einfachen Bemerkungen von Freunden in privater Korrespondenz Schuld begründen konnte. Meine Schwester hatte uns irgendwann 1947 geschrieben: „Wenn etwas ist, könnt ihr zu uns kommen.“ Etwas Ähnliches hatte mir eine Freundin aus Hamburg geschrieben. Das hatten wir nicht vertieft; denn wir dachten damals gar nicht an Ausreise. Parallel dazu hatte Friedl freundschaftlich Verbindung zu Dr. Ha., damals eine führende Persönlichkeit in der freiheitlichen LDP<sup>9</sup> und Mitglied der Regierung. Er hatte auch Zeitungen dieser Partei, aber nur privat. Er gehörte niemals einer Gruppe an, die Subversion gegen die SED betrieben hat. Der SSD<sup>10</sup>, der auf Friedl angesetzt war, wollte das offenbar ganz anders sehen. In unserer Unschuld merkten wir überhaupt nicht, wie er das Netz um ihn enger zog. Als er zuschlug traf es uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel

Friedl kam eines Tages von einer Sitzung der Leiter der Landwirtschaftsämter aus Erfurt zurück. Wir hatten uns gerade zu einer Tasse Kaffee hingesezt, da klingelte es. Draußen standen drei dunkel gekleidete Herrn, die Friedl zu sprechen wünschten. Ich bat sie herein und bot ihnen eine Tasse Kaffee an, was sie aber ablehnten. Sie sagten, sie seien von der Polizei, traten ins Wohnzimmer und fragten, ob sie mal in der Schreibtischschublade nachsehen dürften. Dies gestattete Friedl natürlich in der Annahme, dass darin niemand etwas Anstößiges finden könne. Die drei aber wussten offenbar, was sie suchten und brauchten. Sie wühlten und packten etliches ein. Darunter waren auch der Brief meiner Schwester und der meiner Freundin aus Hamburg. Beide spielten später im Prozess eine Rolle. Ich erkannte, dass wir offenbar schon lange im Visier des SSD waren. Die hatten die Briefe schon vor uns gelesen. Mit Friedl konnte ich mich von da an mehrere Jahre also auch darüber kaum austauschen. Denn sie nahmen nicht nur die Sachen, sondern auch Friedl mit. Natürlich sicherten sie mir zu, er sei nur kurz weg und komme gleich wieder. Als ich am nächsten Morgen bei der Polizei anrief, leugneten sie, dass er dort sei. Erst als ich am Landratsamt seine Kollegen mobilisierte, die meinem Mann sehr wohl gesinnt waren, gelang es der Polizei die Auskunft abzurufen, dass er in Untersuchungshaft sitze und ein Prozess vorbereitet werde. Die Verhaftung meines Mannes traf uns natürlich wie ein Schock. Aber jetzt musste ich einen klaren Kopf behalten und stark sein um Friedl halbwegs beizustehen. Das war nicht leicht.

Schwierigkeiten hatte ich schon, an meinen Mann ranzukommen. In einer Demokratie, die halbwegs die Bezeichnung verdient, müsste man als Gattin und noch freie Bürgerin wenigstens das Recht haben, am öffentlichen Prozess gegen den eigenen Mann als

---

<sup>9</sup> Liberal-Demokratische-Partei.

<sup>10</sup> Westdeutsche Bezeichnung für das „Ministerium für Staatssicherheit“, besser als Stasi bekannt.

Teil dieser Öffentlichkeit teilzunehmen. Schon in dieser Anfangszeit der sozialistischen Ordnung waren solche selbstverständlichen Bedingungen nicht einmal angedacht. Als ich am Prozesstag Zugang zum Gerichtssaal mit dem Hinweis begehrte, ich sei die Gattin eines der Angeklagten, wies mich der Gerichtsdienner mit der Bemerkung zurück: „Gerade deshalb dürfen sie nicht rein. Sie regen sich vielleicht zu sehr auf.“ Das sagte er nicht lächelnd im Scherz oder sarkastisch, sondern er meinte das ernst. Nur eine handverlesene Öffentlichkeit, der schon vor dem Prozess Gewissheit verschafft worden war, dass die Angeklagten schuldig seien, hatte spezielle Einlasskarten. Sie allein ermöglichten den Zugang. Alle Bekannten meines Mannes im Amt, die ihn und seine Arbeit anerkannten, waren davon ausgenommen. Wahrscheinlich wollte sie der SSD auch vor Aufregung bewahren. In meiner Not wandte ich mich an seine Freunde eben dieses Landwirtschaftsamtes. Ihnen gelang es wenigstens für mich eine Einlasskarte zu bekommen. So konnte ich an allen drei Prozesstagen teilnehmen. Friedl saß so weit ab in der ersten Reihe, dass wir uns nicht einmal Zeichen geben konnten. Im Prozess waren die Verfahren von mehreren Angeklagten zusammengefasst. Wieviel es waren, erinnere ich mich heute leider nicht mehr. Ich weiß aber noch, dass Hella Tu., die stellvertretende Landrätin auch dabei war.

Die Zeit nach dem Prozess war sehr schwer. Er endete auch mit Vermögenseinzug. Ich hatte nichts mehr. Wenigstens die Wohnung in Hildburghausen blieb mir, weil meine Eltern mir die Miete bezahlten. Wir waren ja noch zu sechst. Die Kinder waren jetzt acht, fünf und drei. Von Friedl hatte ich kein Einkommen mehr. Ich versuchte, als Krankenschwester zu arbeiten. Neben der Familie war das nicht leicht.

1950 trafen meine Eltern mit meiner Schwester Käthe eine Absprache dahingehend, dass sie zu ihrer Familie in Nordrhein-Westfalen nach Linnich bei Aachen ziehen wollten. Das lag ganz an der Westgrenze Deutschlands. Sie wollten Rainer mitnehmen. So könnte ich ohne Friedl Arbeit und Kinder leichter vereinbaren. Das sollte natürlich nur vorübergehend sein, bis Friedl aus dem Zuchthaus käme und wieder ein Einkommen habe. Vor der Abreise bestand aber meine Mutter darauf, dass Rainer einer eingehenden gesundheitlichen Untersuchung unterzogen wurde, um später wegen der Gesundheit des Jungen keine Vorwürfe zu bekommen. Wir ließen ihn von einer Ärztin untersuchen und bei dieser Gelegenheit Helga, Klaus-Dieter sowie schließlich auch mich. Am Ende bat mich die Ärztin noch einmal zu sich und machte mir eine Eröffnung, die die beiden nächsten Jahre meines Lebens entscheidend bestimmte. Die Kinder waren gesund, aber ich hatte Tbc<sup>11</sup> und musste nicht nur baldmöglichst von ihnen weg, sondern ebenso bald in eine Kur. Die lehnte ich der Kinder wegen ab; denn wie hätte ich mich um sie kümmern können, wenn ich in der Kur war. Da eröffnete mir die Ärztin, dass ich jedenfalls in eine Kur und von den Kindern weg müsse. Die kämen in ein Heim und würden dort natürlich im sozialistischen Sinne erzogen. Das wollte ich auf keinen Fall. Auch aus dieser hoffnungslos erscheinenden Notsituation fanden wir innerhalb weniger Tage einen Ausweg, freilich um welchen

---

<sup>11</sup> Tuberkulose

Preis. Die Lösung: Meine Eltern nahmen meine drei Kinder mit nach Linnich und ich kam in eine halbjährige Kur nach Schmalkalden. Danach fand ich zwar Arbeit, war aber allein.

In der Kur halbwegs genesen, lebte ich danach in Hildburghausen als Schwester von kärglichem Lohn. Das bescheidene Hab und Gut, das wir nach dem Neuanfang 1946 hatten erwerben können, war nach der Verurteilung Friedls eingezogen. Das Heranwachsen meiner drei Kinder bei meiner Schwester konnte ich nur brieflich verfolgen. Was ich da in meiner Schwester Käthe hatte! Erst heute, wo mir das alles durch den Kopf geht, wird es mir richtig klar. Sie hatte selbst Ingrid und Norbert und nahm dazu noch die Eltern und meine drei Kinder. Die haben mir später beteuert, dass sie sie immer wie ihre eigenen gehalten habe. Wie schwer das gewesen sein muss in den bescheidenen Verhältnissen der Nachkriegsjahre räumlich beengt, kann sich heute umgeben von Wohlstand nur vorstellen, wer sich etwas Mühe gibt. Ich glaube, ich habe ihr das nie so ernst und von Herzen gesagt, wie sehr ich ihr zu danken habe, dass sie mir so half, die schwerste Zeit zu überbrücken. Jetzt sind beide tot, sie und ihr Mann Helmut. Ich kann es ihnen also nicht mehr sagen. Allein das lässt mich schon auf ein Jenseits hoffen, in dem ich das dann vielleicht noch nachholen kann.

Besuchsmöglichkeiten bei meinem Mann hatte ich nur jedes Vierteljahr eine halbe Stunde. Die Gerichtsverhandlung hatte in Hildburghausen stattgefunden, im Gefängnis saß er zunächst im Meiningen ein, 1949 wurde er erst nach Untermaasfeld, dann nach Gräfentonna und schließlich nach Hoheneck verlegt. 1950 kam er nach Ölsnitz bei Plauen in den Kohlebergbau. Dort musste bzw. durfte er unter Tage arbeiten. Dafür bekam er einen Lohn, mit dem er mich unterstützte. Ich habe ihn dort noch zwei Mal besucht.

Zu Weihnachten war ich 1950 und 1951 völlig allein. Am Heiligen Abend zündete ich vier Kerzen an, für die vier, die mir am meisten fehlten und schrieb das in Briefen an meine Kinder, was ich dabei fühlte. Glücklicherweise waren das die letzten Weihnachten allein.

Eines Tages im Sommer 1952 war es soweit. Friedl wurde in Ölsnitz entlassen. Er kam zu mir nach Römhild, wo ich als Schwester in der Lungenheilstätte arbeitete. Über bestimmte Aspekte unserer Zukunft brauchten wir nicht viel zu reden. Wir waren uns intuitiv einig, dass sie nicht im ersten Arbeiter- und Bauernstaat lag. Hildburghausen verließen wir als gingen wir auf eine Erholungsreise. Die führte uns nach Berlin zu meiner Schwägerin Edith P., die uns im Februar 1945 von Römhild aus nach unserer Flucht so wirksam geholfen hatte in Haina unterzukommen. Sie hatte sich einmal durchaus mit Hingabe für das Dritte Reich begeistert, war inzwischen aber sehr „geläutert“ und eher überzeugte Anhängerin des „deutschen Weges zum Sozialismus“ in der SED. Aber das trug sie natürlich nicht vor sich her. Wir merkten es erst so richtig, als sie sagte: „Ihr werdet doch jetzt die Kinder zu euch holen, damit sie richtig sozialistisch erzogen werden.“ Friedl und ich schauten uns an und eröffneten ihr, dass uns dieser Staat keine Bleibe sein konnte. Obwohl sie natürlich wusste, wie übel man

Friedl mitgespielt hatte, versuchte sie uns klar zu machen, wie falsch unser Fluchtvorhaben sei. Was Friedl widerfahren war, sei auf Anfangsschwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus zurückzuführen. Damals begann man die Sprüche zu formulieren, mit denen die Anhänger des Regimes dann noch fast 40 Jahre lang ihre eigenen Zweifel auszuräumen versuchten. Uns konnte sie damit nicht mehr erreichen. Aber Edith war eine gute Verwandte, in die unser Vertrauen zu setzen voll gerechtfertigt war. Wir konnten mit ihr über diese politischen Dinge ohne Gefahr des Vertrauensmissbrauchs reden. Wir weihten sie sogar in unsere Pläne ein. Sie (Edith) und ihr Mann Horst gingen morgens ganz normal zur Arbeit und wir verließen dann einfach die Wohnung und Ostberlin. Von Ediths Wohnung aus war das sogar besonders einfach. Sie wohnte nämlich in der Bernauer Straße durch welche die Sektorengrenze verlief. Die wurde dort aber erst neun Jahre später am 13. August sichtbar. Im September 1952 konnten wir einfach über die Straße gehen und waren im Westen.

Mein Mann wollte zuerst zum BFJ, dem Bund Freiheitlicher Juristen. Er hoffte, dass es dort Unterlagen zu dem Schauprozess gäbe, in dem ihm so übel mitgespielt worden war. Dort wurde ihm positiv beschieden. Ich meine, sie sagten, sie würden seine Akten den Aufnahmebehörden zuleiten.

Uns schickten sie zur Aufnahme in die Papenkaserne. Sie war zu einer großen Aufnahmeeinrichtung für DDR-Flüchtlinge umfunktioniert worden. Dort mussten wir uns der Aufnahme-prozedur unterziehen. Ich glaube, das dauerte etwa drei Wochen. Wir wurden dabei getrennt. Männlein und Weiblein in zwei verschiedenen Abteilungen untergebracht.

Friedl traf es in seiner Abteilung nicht so gut. Auf seinem Strohlager kam er an der Wand zu liegen. Dazu hatte die Papenkaserne auch noch bauliche Mängel. Er hängte sein Jackett an die Wand. Nachts regnete es. Die Jacke war morgens patschnass. Das war unangenehm, denn wir hatten ja nichts zum Wechseln. Nach einem Laufzettel mussten wir uns bei verschiedenen Sachbearbeitern melden. Bei dem, der unsere SBZ-Vergangenheit untersuchte, hatten wir einen Nachweis für unsere Angabe. Friedls Akte war schon da.

Der erste Weg führte nach Linnich zu unseren Kindern. Die Freude, uns wiederzuhaben nach vier Jahren der Trennung durch Zwang und Not, war unbeschreiblich. Eigentlich war unser Glück nie größer als damals.

Ich wollte als Schwester arbeiten, bekam aber keine Stelle. Deshalb erhielt ich zunächst Arbeitslosengeld. Das wollte man mir nach einem Monat für Dezember 1952 wieder streichen, weil die Behördenvertreter meinten, das stehe mir nicht zu. Ich könne die Arbeit doch nicht aufnehmen, weil ich Tbc hätte. Deshalb erhielt ich eine Kur in Neuwied. So fing mein Aufenthalt im Westen gleich wieder mit einer Krankheit an.

Friedl erhielt noch 1952 Arbeit bei der Moha in Frankfurt, einem großen Molkereibetrieb, bei dem er dann 25 Jahre bis 1977 arbeitete, eigentlich die längste Zeit seines Lebens. Dazu musste er eine Wohnung in Frankfurt nehmen, bis wir 1955 eine zusammen in Hirzenhain fanden. Ein Jahr später zogen wir dann schon nach Offenbach in die Birkenloher Straße. Als Helga 1956 konfirmiert wurde, wohnten wir schon dort. Erst einige Jahre später kamen wir hier in die Langener Straße, in der ich

nun schon die längste Zeit meines Lebens wohne. Leider habe ich vor allem auch viel Leid in dieser Wohnung erlebt. 1963 starb mein jüngster Sohn Rainer, 1981 meine liebe Helga.

Friedl war schon 1977 gestorben. Auch ihm war nicht vergönnt den Fall der Mauer zu erleben. Sicher wäre es ihm eine besondere Genugtuung gewesen, den Zusammenbruch des Regimes zu erleben, das ihm mindestens vier Jahre seines Lebens geraubt hatte. Um seine bzw. unsere Stasiakte bei der Gaukbehörde habe ich mich nicht mehr gekümmert. Es hätte viel Kraft erfordert, mich noch einmal in die frühen Nachkriegsjahre in der SBZ zurückzusetzen. Ich war nicht mehr neugierig genug, zu erfahren, wer uns damals angeschwärzt haben mag. Meine Kraft habe ich gebraucht, um den Alltag zu bewältigen. Das, was ich darüber hinaus übrig hatte, habe ich meiner Schlesischen Landsmannschaft gewidmet. Die hat mir immer am Herzen gelegen. Nie habe ich verwunden, dass Russen<sup>12</sup> und Polen mir meine Heimat Schlesien geraubt haben.<sup>13</sup>

Froh bin ich, dass ich es geschafft habe, diesen Bericht unserer doppelten Flucht noch in Worte zu fassen. Er bewahrt ein Stück Wahrheit der Zeitgeschichte so, wie sie abgelaufen ist – für meine Enkel und alle der künftigen Generationen, die sich der Wahrheit im 20. Jahrhundert auf die Spur setzen wollen.

---

<sup>12</sup> In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“. Es handelte sich bei der Roten Armee mitnichten ausschließlich um Russen, denn die Sowjetunion war ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet.

<sup>13</sup> S. Anmerkungen 7 & 8.